

Leseprobe aus „Skylia“ von Conny Lens

Sie erwischten mich im letzten Tageslicht und als ich am wenigsten mit einer Gefahr rechnete.

Es war einer dieser Momente, in denen sekundenschnell der Boden unter deinen Füßen wegbricht. Im einen Augenblick glaubst du noch, alles im Griff zu haben, im nächsten steckst du bis zum Hals in Schwierigkeiten.

Ich hatte dem entgegen kommenden Wagen kaum Beachtung geschenkt. Es war nur irgendein Wagen, vielleicht etwas zu neu, etwas zu teuer für diese Gegend. Doch wer achtet schon darauf, wenn in seinem Kopf die Gedanken nur so herumwirbeln und die Hände am Lenkrad zittern vor lauter Adrenalin.

So bemerkte ich ihn erst durch das Kreischen seiner Bremsen, als er bereits an mir vorbei war. Im Rückspiegel sah ich ihn eilig wenden, und wie er meinem Patrol mit aufheulendem Motor folgte. Entweder, dem Fahrer war eingefallen, dass er seinen Herd nicht ausgeschaltet hatte, oder

er wollte was von mir. Die erste Möglichkeit blieb so lange eine Option, wie der Wagen brauchte, um mich zu überholen. Als ich dabei das Hamburger Kennzeichen sah, und er sich hundert Meter vor mir querstellte, tendierte ich zu Möglichkeit zwei. Ich stieg voll auf die Bremse, da sprangen auch schon zwei Kerls heraus, mit klobigen Waffen in den Händen.

Schwierigkeiten! Große Schwierigkeiten!

„Motor aus!“, schrie der Größere von ihnen. „Hände hinter den Kopf und aussteigen!“

Oder etwa doch nicht?

Er war ein wirklich großer, imposanter Kerl. Ende dreißig, in Jeans und Lederjacke. Das Flackern seiner Augen verriet hochgradige Nervosität. Kein wirklicher Profi. Eher eine Pfeife. Er hatte das Überraschungsmoment auf seiner Seite, nutzte es aber nicht aus. Anstatt seitlich heran zu laufen und sofort die Fahrertür aufzureißen, blieb er, die Waffe auf mich gerichtet, vor meinem Auto stehen. So konnte er unmöglich sehen, was ich mit den Händen machte und verschaffte mir darüber hinaus kostbare Sekunden zum Überlegen.

Außerdem: Wie soll jemand seine Autotür öffnen, wenn er die Hände im Nacken hat?

Seinen Begleiter kannte ich, Cem, einen jungen Türken. Ich hatte ihn vor kurzem in Norddeutschland ausgeraubt und in einem Kofferraum eingesperrt. Immer noch trug er dieses kompliziert rasierte Bärtchen. Seine Augen flackerten nicht, sie glühten vor Hass.

„Wird`s bald?“, bellte der Imposante.

In einem Film bleibt dem Helden meist nichts anderes übrig. Und sobald er ausgestiegen ist, gehen seine Chancen, das Rentenalter zu erreichen, rasant gegen Null. In der Realität jedoch befand sich ein massiver 2,8 Liter-Motorblock zwischen dem Kerl und mir. Er konnte eventuell meine Benzinleitung umbringen, aber nicht mich. Und so duckte ich mich blitzschnell, trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch und ließ die Kupplung wie einen Hammer zuschlagen, was den Geländewagen aufheulend nach vorn schießen ließ. Ein dumpfer Aufprall ging durch die Karosserie, als ihn der Kotflügel an der Schulter erwischte. Während er noch

schreiend um die eigene Achse gewirbelt wurde, riss ich das Steuerrad nach links, doch mein Freund Cem rettete sich mit einem Hechtsprung zur Seite.

Im Abbremsen sprang ich ins Freie, zog die Beretta aus dem Hosenbund und wummerte zwei Schüsse direkt neben seinen Kopf, so dass er kreischend die Hände vors Gesicht schlug. Seine Waffe flog unter meinem Fußtritt tief ins Unterholz. Die seines Kumpels lag nutzlos auf der Straße, der Kerl selbst war auf die Knie gesackt und hielt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht die gebrochene Schulter.

Puh!

Rückwärts trat ich an den Patrol, der im Leerlauf vor sich hin tuckerte, um beide im Visier zu haben. „Ihr wolltet mich sprechen?“

„Hör zu, Rosvik. Die Sache ist ... wohl aus dem ... Ruder gelaufen. Kein Grund, um ... durchzudrehen, okay?“

„Sehe ich genauso“, sagte ich, wischte seine Pistole vom Asphalt und zerschoss damit die Reifen ihres Wagens, der zischend auf die Federbeine sank.

„Oh, Scheiße! Nein!“

„Wünsche noch einen schönen Tag.“ Damit stieg ich in den Patrol, umfuhr das Hindernis mit einem Halbbogen durchs Unterholz und stieß Luft aus. Mein Puls raste, mein Kopf hämmerte und die Hände zitterten stärker als zuvor, als ich mir eine Zigarette ansteckte. So eine Macho-Nummer zieht man schließlich nicht jeden Tag durch.

Ein Blick in den Rückspiegel zeigte Cem, wie er wütend gegen die schlaffen Reifen trat und mir dabei nachsah.

Gebauer. An den hatte ich seit damals keinen Gedanken mehr verschwendet. Ralf Gebauer, der Kerl, für den ich in Hamburg gearbeitet hatte. Wobei diese Arbeit daraus bestand, in Häuser einzubrechen, Schutzgelder zu kassieren und Hehlerware quer durch Europa zu fahren.

Bevor ich aufgebrochen war, um ein internationales Verbrecher-Syndikat in die Knie zu zwingen, ohne dabei zu merken, dass ich dabei nur den Affen machte, hatte Gebauer mir ein paar nützliche Dinge besorgt. Die Beretta zum Beispiel, eine *Red Eye*, die größtenteils aus Kunststoff bestand.

Umwickelte man ihre restlichen Teile mit Bleiband, blieb sie für jeden Scanner, wie er beispielsweise in Flughäfen eingesetzt wurde, unsichtbar. Auch das Bleiband hatte er mir durch Cem übergeben, dazu drei Magazine mit Para-Munition, Schalldämpfer und ein Satelliten-Telefon. Der ganze Kram war an die 100.000 Euro wert. Gebauer war, der alten Zeiten wegen, auf 50.000 heruntergegangen. Doch ich hatte es vorgezogen, überhaupt nichts zu bezahlen. Ja, da konnte einer wie Gebauer schon sauer werden.

Hätte ich einen Gedanken an ihn verschwendet, wäre mir klar gewesen, wie leicht es für ihn war, meine Adresse in Norwegen heraus zu finden. Um mir seine Leute auf den Hals zu schicken.

Und wäre ich nur eine halbe Stunde später aufgebrochen, hätten die beiden mich nicht erkannt, sondern wären im Dunkeln an mir vorbeigefahren.

Hätte. Wäre.

War aber nicht so gelaufen.

Unwillkürlich warf ich einen Blick zurück, obwohl mich inzwischen ein Dutzend Kurven von den beiden trennten. Musste grinsen. Fühlte mich gut. Unschlagbar.

Darauf war ich schon öfter hereingefallen. Um am Ende zu erkennen, dass man mich die ganze Zeit verarscht hatte. Dass all die Toten, die Schmerzen und Tränen, umsonst gewesen waren.

Vorbei.

Diesmal lag die Sache anders. Das internationale Verbrecher-Syndikat namens *Tantalus* existierte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr. War vermutlich zerschlagen worden von *Skylla*, einem Think Tank, der hinter ihr steckte. Alberne Namen, hinter denen nichtsdestotrotz Leute steckten, die unendlich viel Macht besaßen. So viel, um mich vor dem Gefängnis zu bewahren, obwohl ich mehrere Menschen getötet hatte. Unter anderen den Mörder meiner Freundin Nora Stokke.

Nora.

Statt mich zu beruhigen, spürte ich erneut, wie ein schmerzlicher Schwall Adrenalin meinen Körper flutete. Seit dem frühen Morgen durchlebte ich ein Wechselbad der Gefühle, schwankte ich zwischen unfassbarer Erleichterung und irrationaler Hoffnung einerseits und nagenden Zweifeln, der Gewissheit, wieder einmal für dumm verkauft zu werden, andererseits.

Ich war keine zehn Meter von Nora entfernt gewesen, als Tideman ihr in den Kopf schoss. Ich hatte das spritzende Blut gesehen, und wie ihr Hinterkopf zerplatzte. Wie sie vom Felsen in den See stürzte und für immer verschwand.

Ich war ihr nachgesprungen, hatte sie aber nicht gefunden.

Niemand hatte sie gefunden, trotz tagelanger Suche durch ein halbes Dutzend Polizei-Taucher. Und so groß war dieser See nun auch nicht. Nora, der einzige Mensch, der mir in meinem kaputten Leben wirklich etwas bedeutet hatte, blieb verschwunden.

Bis heute Morgen Babyface aufgetaucht war, diese undurchschaubare Psychopathin, die wechselweise sowohl

von Tantalus als auch von Skylla eingesetzt worden war. Babyface oder Vera Brend oder Kari oder wie immer sie in Wirklichkeit hieß. Die Frau mit dem Kindergesicht, die nie ein Wort sprach. Und die heute Morgen in einem offenen Cabrio saß, mit absoluter Genauigkeit eine Geste imitierte, wie ich sie nur von Nora kannte, wobei ihre Lippen unhörbar ein *Liebe Grüße* formten.

Was war davon zu halten?

Oh ja, Babyface liebte diese Auftritte. Aber was, zum Teufel, hatte sie dazu bewogen, nach Ramstad zu kommen, um diese Nummer durchzuziehen? Sie ging ein ungeheures Risiko ein, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen, da sie in ganz Europa von der Polizei gesucht wurde.

Was sollte das?

Wollte sie andeuten, Nora wäre noch am Leben? Warum? Um mich erneut auf eine Spur zu locken, so wie diese Drecksäcke es schon einmal geschafft hatten? Was sonst? Es war bestimmt weder Zufall noch Versehen, dass man mir die Waffe, das Satelliten-Telefon und alle anderen Sachen gelassen

hatte, selbst die 50.000 Euro. Diese Leute übersahen nichts. Sie verschenkten auch nichts. Sie investierten höchstens.

Was erwartete mich also? Lief ich nur einem Hirngespinnst hinterher und man köderte mich mit einer Toten? Oder gab es irgendwo eine Nora, die wohlbehalten war und darauf wartete, dass ich sie fand? So oder so, ich konnte gar nicht anders, als mich auf die Suche nach ihr zu machen. Eine Wahl blieb mir nicht.

In diese Gedanken versunken, merkte ich erst jetzt, dass es dunkel geworden war und ich automatisch die Scheinwerfer eingeschaltet hatte. Vor mir lagen in abendlicher Beleuchtung die ersten Häuser von Hønefoss. Meine Uhr zeigte kurz vor sechs. Bis nach Oslo war es noch eine knappe Stunde, doch für das, was ich dort vorhatte, war es zu spät. Ich fluchte, weil ich den ganzen Tag mit mir gerungen hatte, anstatt sofort aufzubrechen. Gut, daran war nichts mehr zu ändern. Und wenn ich einem Hirngespinnst hinterher lief, konnte es auch noch einen weiteren Tag warten.

Mittlerweile war mein Adrenalinpiegel auf Normalstand gesunken. Triviale Bedürfnisse meldeten sich: Hunger, Lust auf ein Bier, und pinkeln musste ich auch. Also suchte ich mir eine Unterkunft. Da ich genug trübe Gedanken gewälzt hatte, war mir nach Helligkeit, Lärm und Leuten.

All das fand ich in einem Hotel unten in der Stadt, nicht weit vom Wasserfall, vor dem sich normalerweise Touristen stauen. Jetzt, Anfang Februar, war er zu einer bizarr geformten Eismasse erstarrt.

Ich hatte ihn vom Fenster des Speisesaals aus im Blick, in dem ich unter einem Dutzend weiterer Gäste saß. Während ich bei einem Bier auf mein Essen wartete, zog ich die kleine Digitalkamera aus der Jacke. Sie hatte Nora gehört, und noch immer waren darauf die Fotos und Videos gespeichert, die sie während unserer unfreiwilligen Einsiedelei gemacht hatte. Als ich sie das letzte Mal angesehen hatte, allein in einer Hütte unterhalb der Trollstigen, wäre ich vor Schmerz fast zerbrochen. Ich fuhr mit dem Daumen über den Einschaltknopf, dann steckte ich sie zurück.

Noch nicht. Dafür war es der falsche Zeitpunkt. Heute Abend trugen diese Erinnerungen eine Hoffnung in sich. Zu leicht konnte sie in Enttäuschung umschlagen, an der ich diesmal zugrunde gehen würde. Erst musste ich mehr Gewissheit haben. Ob im positiven oder negativen Sinn.

Natürlich schaffte ich es nicht. Auch ohne die Kamera anzurühren, gingen meine Gedanken zurück und ich sah Nora vor mir. Den Ellbogen lässig aufgestützt, im Gegenlicht ihr rotbraunes Hamsterhaar, den kleinen Mund ironisch verzogen, und ihr Blick, direkt und offen. *Hei, Kumpel. Starcker Auftritt, vorhin.*

Es heißt, mit der Zeit verblassen die Erinnerungen. Bei Nora war es anders. Selbst ohne die Augen zu schließen, sah ich jedes Detail an ihr, spürte ihre Finger auf meiner Haut, hörte ihre Stimme. Sie verblasste nicht, im Gegenteil. Je länger ich sie vermisste, umso deutlicher wurde sie.

Nach dem Essen nahm ich mir ein Bier mit aufs Zimmer und trank es, während ich am offenen Fenster rauchte. In der

kalten Nachtluft vermischte sich der Rauch mit meiner Atemfahne.

Womit ich wieder bei dem Thema war, das sich schon eine Weile im Hintergrund meiner Gedanken herumtrieb. Das Thermometer an der Apotheke gegenüber zeigte 2 Grad über Null. Hatte es überhaupt Sinn, es zu dieser Jahreszeit zu versuchen? Aber wollte ich warten, eventuell wochenlang? Nein.

